

lienischen Kunst des 20. Jahrhunderts zu nennen. In die Phototheksbestände ist u. a. das Corpus Gernsheim eingearbeitet, außerdem finden sich darin neben vielen Aufnahmen aus eigenen Kampagnen solche von Kunstwerken aus Privatbesitz oder aus dem Kunsthandel. Für die Photothek steht ein Katalog nach Künstlern, Orten und ikonographischen Themen zur Verfügung; für die Bibliothek ist ein Sachkatalog im Entstehen.

Über die Forschungen, die z. T. im Haus selbst betrieben werden, unterrichten laufend die „Mitteilungen des Kunsthistorischen Institutes in Florenz“, die jährlich in drei Heften erscheinen. Diese Zeitschrift kann man als Mitglied des Vereins zur Förderung des Kunsthistorischen Institutes in Florenz e. V. (jährlicher Beitrag für Einzelpersonen mindestens DM 75,—) kostenlos beziehen. Die Adresse des Instituts lautet:

Kunsthistorisches Institut  
Via Giuseppe Giusti 44  
I—50121 Firenze/Italien.

Richard Harprath

## DISKUSSION

### AB NACH KASSEL?

Gedanken eines Heimkehrers vom 18. Deutschen Kunsthistorikertag

Der Blaue Saal in der Kasseler Stadthalle ist eine in der Zeit des Wiederaufbaus neu getünchte, spätwilhelminische Variante des „Preußischen Stils“. Die Kassetten oben sind mit vergoldeten Rosen geziert. Breitet sich während dünn besetzter Veranstaltungen Langeweile im pompösen Säulenaquarium aus, wandern die entleerten Blicke nach oben und beginnen die Ornamente an der Decke zu zählen. Das war das gewiß nicht nur ermunternde Szenarium, welches sich den Besuchern des 18. Deutschen Kunsthistorikertages während der fünf Tage vom 20. bis zum 24. September darbot. Die Kamera eines schon für den letzten Kunsthistorikertag als Chronist tätig gewordenen Kollegen mit ihrem bedrohlich langen Objekt wirkte wie ein Symbol für den verbissenen oder auch höhnischen Versuch, dem drögen Verlauf doch noch die Sensation abzulichten — mit welchem Resultat wird man vermutlich demnächst in den „Kritischen“ nachsehen können.

Und doch steckt in dieser Deskription viel Ungerechtigkeit und Unfairness. Ersichtlich hatte man sich bei der Vorbereitung dieses Kongresses nicht nur große Mühe gegeben, sondern auch pragmatische Phantasie walten lassen. Der Entschluß, den Kongreß in der unmittelbaren Nachbarschaft der Documenta 7 anzusiedeln, konnte als Signal für eine Öffnung zur Aktualität hin verstanden werden. Freilich haftete schon diesem Entschluß etwas verzweifelt Anachronistisches an. So sprang der Funke denn auch nicht über. Diese Documenta mit ihren Rückläufigkeiten, ihrem Ausweichen in ästhetisierte Ökologie vermochte nicht zu provozie-

ren, blieb nebenan. Und auch sonst scheiterte der Integrationsversuch. Als sich am letzten Nachmittag Museumsleute, Kritiker und Künstler zu einer Podiumsdiskussion „Ende des Modernismus oder die zweite Moderne?“ versammelt hatten, war das Publikum im nun zum ersten Mal fast voll besetzten Saal sozusagen ausgewechselt. Die Verbandsmitglieder hatten sich weitgehend verabschiedet; anwesend waren jetzt offenbar Künstler, Kritiker, interessierte Bürger. Die Kunsthistoriker und die Gegenwart hielten sich also — ungeachtet des Angebots der Verbandsleitung — auf Distanz. Auch andere Initiativen der Kongreßplanung müssen noch im Nachhinein anerkennend hervorgehoben werden. Man hatte den Vormittag vor der Mitgliederversammlung für die Erörterung von Berufsfragen, Studium und Lehre, Forschung, Forschungsförderung und Forschungsinstitutionen reserviert. Diese Aussprache war durch Erhebungen vorbereitet worden, die Vorstand und Beirat angestellt hatten, ohne in jedem Falle die für ein substantielles Resultat notwendigen Antworten zu finden. Bei einer deprimierend geringen Beteiligung machte die Diskussion nur die Festgefahrenheit und Ausweglosigkeit der Positionen in den Fragen der Ausbildung sichtbar, das angstvolle Lavieren zwischen steigenden Studentenzahlen, sich ändernden Bildungsinhalten und der hartnäckigen Verteidigung der akademischen Besitzstände und Standards des „Faches“. Welche Eindrücke mögen die wenigen anwesenden Studenten von diesem Schauspiel mitgenommen haben? Es wäre nur zu verständlich, aber kein Anlaß zur Genugtuung, sondern eher zur Beschämung, wenn sie sich entschlossen hätten, dieses Studium fallen zu lassen und so ihren prompten Beitrag zur ersehnten Senkung der Studentenzahlen zu leisten. Schließlich und endlich wäre festzuhalten, daß der auf weite Strecken öde und anämische Verlauf dieses Kongresses gewiß nicht einfach den Sektionsleitern und Referenten anzulasten war. Man konnte im Schnitt wahrscheinlich genau so viele interessante und informierende Vorträge wie auf früheren Tagungen hören. Referate wie jenes von Ellen J. Beer zum Problem des Goldgrundes oder Thomas Zaunschirms Überlegungen „Zur Ikonographie der Ready-mades“ bei Marcel Duchamp gingen zentrale und durchaus kontroverse Themen an und problematisierten sie von der Geschichte der Forschung her. Aber gerade nach solchen Vorträgen zeigte sich, daß der Kunsthistorikertag derzeit nur noch in Ausnahmefällen ein offenes Diskussionsforum ist, in dem solche Vorstöße spontan aufgegriffen, kritisch verglichen oder energisch in Frage gestellt werden. Es herrschte im Gegenteil fast durchweg die gleiche wohlwollend-indolente Aufmerksamkeit, die alles und jedes fast automatisch zum Material des Faches neutralisierte und dadurch eine Lustlosigkeit aufkommen ließ, die wohl jeder Besucher des Kongresses während der Kasseler Tage als bedrückend verspürt hat. Nach einigen Gründen für diesen desolaten Zustand zu fragen — nicht besserwisserische Krittellei, die einem Mitverantwortlichen nicht zusteht —, ist der Anlaß dieser Zeilen.

These: Der Kunsthistorikertag besitzt zur Zeit keine für ihn spezifische Öffentlichkeit mehr und damit zusammenhängend auch keine spezifische Aufgabenstellung. Rein äußerlich wird das sichtbar an einem streckenweise erschreckenden Absinken der Teilnehmerzahlen sowohl in den Sektionen wie in der Mitgliederver-

sammlung. Vermutlich liegt einer der Gründe dafür in der Tatsache, daß der Kunsthistorikertag seit den sechziger Jahren fast zwangsläufig den Kontakt zu der sich immer mehr ausweitenden, mit ganz neuen Instrumenten arbeitenden Kunstvermittlung und, weniger extrem, auch der Denkmalpflege verlieren mußte. Zwar hat es nie an Versuchen gefehlt, diesem Prozeß gegenzusteuern. Noch jetzt in Kassel wurde die von Gottfried Kiesow geleitete Sektion „Denkmalpflege als angewandte Kunstwissenschaft“ ihrer schon fast kongreßfremden Lebendigkeit wegen gerühmt. Hier wurde wenigstens an die Reibungsstellen zwischen kunsthistorischen Postulaten und gegenwärtiger sozialer und politischer Wirklichkeit gerührt. In ihrer Grundlinie aber blieben die Kunsthistorikertage doch an einen relativ eng gefaßten, asketischen Begriff von Sachforschung fixiert, die sich einer immer rapider veränderten, vor ganz neue Anforderungen gestellten Berufspraxis entfremden mußte. Das scheint die Kunsthistorikertage für die Praktiker inzwischen uninteressant zu machen. Sie verhandeln ihre Aufgaben wie eh und je, wahrscheinlich sogar mehr denn je, unter sich im direkten Erfahrungsaustausch. Umgekehrt führt das zur Ghettoisierung der Forschung, die sich nun ihrerseits in Zirkeln spezialisiert und aus Veranstaltungen wie dem Kunsthistorikertag immer häufiger in Mikro-Colloquien mit nicht notwendig engerer, aber andersartiger, oft interdisziplinärer Themenstellung abwandert. So zerfällt jene von der Forschung der Hochschulen und Institute bis in die Werkstatt des Restaurators reichende Öffentlichkeit wieder, welche der Kunsthistorikertag einst gerade hatte herstellen wollen, und die sozusagen übrig gebliebenen Kongresse nehmen Züge akademischer Koventikelhaftigkeit an. Am auffallendsten war in Kassel die weitgehende, ja fast totale Absenz der Museen, besonders der großen öffentlichen Sammlungen. Karl Ruhrberg, der Direktor des Museums Ludwig in Köln, wies entschuldigend auf die Arbeitsüberlastung in den Häusern hin. An der subjektiven Aufrichtigkeit, auch am Tatbestand dieses Arguments ist nicht zu zweifeln. Trotzdem bleibt der Rückzug symptomatisch. Die Museen mit ihren neuen, vor allem pädagogischen, in eine breite Öffentlichkeit hineinwirkenden Aufgaben, ihrem Bonus aus dem neuen Hang für Historisches — oder was dafür gilt —, scheinen die Kunsthistorikertage buchstäblich hinter sich gelassen zu haben.

Ein weiterer Grund für deren inhaltliche Verarmung dürfte sein, daß sie sich seit 1976 aus der kritischen Auseinandersetzung und aus Grundsatzdiskussionen weitgehend zurückgezogen haben. Kein Ereignis der allerersten Kunsthistorikertage ist den Teilnehmern nachhaltiger in Erinnerung geblieben als die leidenschaftliche Kontroverse zwischen Werner Haftmann und Hans Sedlmayr in Nymphenburg 1949. Wie da das Pathos der wieder restituierten Moderne und das schneidende Nein zu den meisten kunstgeschichtlichen Folgen der europäischen Aufklärung unversöhnlich aufeinanderprallten, das war nun wirklich einmal zeitgeschichtliches Wetterleuchten auf einem Kunsthistorikertag. Noch aus dem Abstand von dreißig Jahren würde dieses denkwürdige Wortgefecht eine Analyse lohnen. Schon damals aber gab es Stimmen, welche den Auftritt Haftmanns als nicht auf einen wissenschaftlichen Kongreß gehörig tadelten. Und als sieben Jahre später Emil

Kieser in der „Neuen Zeitung“ den ersten Band von Rowohlts Enzyklopädie „Die Revolution der modernen Kunst“ unter dem Titel „Hans Sedlmayrs Kampf um Rom“ bissig kommentiert hatte, gab es dafür in den Korridorgesprächen auf dem Essener Kunsthistorikertag nur noch das etablierte Verdikt „unakademisch“. Die Kongresse hatten sich jetzt zwischen restaurierter Geistesgeschichte und sich gegen diese sträubendem Neopositivismus konsolidiert. Pünktlich mit Anbruch der sechziger Jahre schlitterten sie dann in die Krise. Was in Basel, Regensburg und Münster noch Unterhaltung am Rande geblieben war, brach in Ulm, Köln, Konstanz und Hamburg ins Zentrum der Tagungen ein: der Ruf nach einer entweihten, einer ihrer Bedingtheiten sich bewußten, sich selbst gegenüber kritischeren Kunstgeschichte. Vieles daran war unausgegoren, nahm schon rein äußerlich entnervende, aktionistische und skandalsüchtige Formen an. Das permanente Insistieren auf Relevanz und Transzendenz verschreckte nicht nur, zuweilen völlig überflüssig, ein auf Wahrung seiner Positionen bedachtes Establishment, sondern es war auch hermeneutisch erschütternd naiv. Und doch bleibt unbestreitbar, daß diese Auseinandersetzungen unsere Disziplin produktiv verändert haben, den Blick auf neue Fragen und Arbeitsfelder öffneten und vor allem viele bis dahin ganz selbstverständlichen Prämissen unserer wissenschaftlichen Tätigkeit einer nie mehr aufzuhebenden Kritik unterzogen. Der Kunsthistorikertag aber hat sich seit 1976 den Folgen dieser Auseinandersetzung entzogen. Die streitenden Fraktionen lösten sich voneinander und haben ihre Gegensätze — inzwischen wohl mehr indolent als gereizt — verinnerlicht und perenniert. Und wenn es um die Kunsthistorikertage seither immer stiller geworden ist, so hat auch diese Konfliktscheu dazu Erhebliches beigetragen. Erweckten die Tagungen in Köln, Konstanz und Hamburg noch ein relativ breites öffentliches Interesse, so blieb bereits der von mir mitverantwortete positivistische Reparaturversuch in München 1976 so gut wie ohne äußeres Echo. Nun kann man gewiß nicht heute die Konstellation von 68, 72 oder 74 restituieren wollen. Diese Debatten sind gelaufen und gehören bereits der noch ungeschriebenen Geschichte des Deutschen Kunsthistorikertages an. Aber daß die verschiedenen Fraktionen einer Disziplin sich auf ihr Desinteresse am kritischen Dialog versteifen, ist schlimm und — blickt man etwa auf die Situation in England, Holland oder Italien — ein schlechtes Zeugnis für alle Seiten bei uns.

Die Zerfallsprozesse, die hier wahrscheinlich sehr unzureichend und viel zu vordergründig beschrieben wurden, lassen sich nicht einfach aufhalten, ja kaum steuern. Trotzdem muß eine Revitalisierung der Kunsthistorikertage angestrebt werden. Es gibt dafür eine Reihe von Ansätzen. Mit der schon in der Mitgliederversammlung vorgeschlagenen Verkürzung auf drei Tage mit anschließendem Exkursionstag sollte Ernst gemacht werden. Solche Verkürzung zwänge zur Straffung des Programms, welche durch die Einführung eines Generalthemas weiter gefördert werden könnte. Die Diskussion der Berufs- und vor allem der Ausbildungsfragen, wie sie in Kassel in so anerkennenswerter Weise begonnen wurde, sollte intensiviert werden. Hier liegt wirklich eine für den Kunsthistorikerverband spezifische, durch keine andere Berufsorganisation oder Fachvereinigung abgedeckte Aufgabe.

Angesprochen sind dabei wohl in erster Linie die Hochschulen, die im Gegensatz zu den Museen, den Denkmalpflegern, den Restauratoren, inzwischen auch den Forschungsinstituten, über keinen eigenen Verbund verfügen. Sie vor allem könnten den Kunsthistorikertag als Forum für die vielen bedrängenden Probleme des Studiums und der Nachwuchsförderung nutzen. Der jetzige Vorstand des Kunsthistorikerverbandes hat das erkannt. Schwieriger ist die Aufgabe, die übergreifende Öffentlichkeit des Verbandes wieder herzustellen. Die großen Sammlungen mit ihren vielfältigen Erfahrungen müßten durch attraktive Themenstellungen auf die Kongresse zurückgeholt werden. Man sollte schließlich auch das Gespräch mit dem „Ulmer Verein“ oder mindestens — da auch diese Organisation nicht mehr in vollem Flor zu stehen scheint — seinen seit 1976 aus den Kongressen emigrierten Mitgliedern wieder suchen, vorurteilsfrei und aus unvoreingenommenem Sachinteresse heraus. Ein Colloquium über Probleme von Kunstgeschichte und Lehrerbildung, zu dem die Ernst-Reimers-Stiftung unter Teilnahme der Vorsitzenden des Kunsthistorikerverbandes und des UV geladen hatte, bewies ebenso wie die derzeit laufende Vorbereitung eines Funkkollegs „Kunstgeschichte“, daß eine Zusammenarbeit auch bei durchaus gewahrten divergierenden Standpunkten produktiv sein kann. Die Zeit der faulen Tomaten und der Sprengungen ist ja ohnedies beruhigenderweise lange vorbei.

Fazit: Der Kunsthistorikertag kann sich nicht bei ständig schrumpfender Teilnehmerzahl selbst perpetuieren. Die Ausgabe von Mitgliedskarten, die hier und dort zu freien Eintritten berechtigen, die Vorbereitung von Gutachterwahlen dürfen nicht zu seiner hauptsächlichen „raison d'être“ werden. Schließlich ist auch dem Vorstand und dem Beirat die erhebliche Last der Tagungsvorbereitung nur zuzumuten, wenn das Instrument sich durch einen freimütigen Neuanfang wieder mit Leben füllen läßt. Gelingt das nicht, dann wird das mit hoffnungsvollem Fragezeichen über diese Ausführungen gesetzte Motto früher oder später triste Wirklichkeit werden, und das dürfte man dann wohl nicht einmal mehr bedauern.

Willibald Sauerländer

## BAUFORSCHUNG

### DIE GEOMETRIE DES EBRACHER KIRCHENPLANS — ERGEBNISSE EINER COMPUTERANALYSE

Die Frage, inwieweit mittelalterliche Kirchenbauten nicht nur in Details, sondern in ihren Gesamtproportionen nach geometrischen Verfahren entworfen wurden, ist trotz etwa 150jähriger Diskussion noch nicht eindeutig beantwortbar (Zur Einführung in die behandelten Probleme vgl. Booz, P.: *Der Baumeister der Gotik*, München—Berlin 1956, sowie Bucher, F.: *Medieval Architectural Design Methods*, Gesta 11, 1973, 37—51). Die Quellen gewähren zu diesem Thema nur ungenügende Auskunft: Zeitgenössische Baunachrichten sind spärlich; die in der großen Mehrzahl erst aus dem 14./15. Jahrhundert datierenden Architekturzeichnun-